

Untreue

Autor(en): **Ugnad, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **- (1927)**

Heft 12

PDF erstellt am: **19.03.2021**

Persistenter Link: <http://doi.org/10.5169/seals-758347>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Untreue

Von Ernst Ungnad.

Vor der Straße, in der sie wohnte, verließen sie den Wagen. Ein paar Schritte gingen sie noch miteinander. Dann küßte er ihr die Hand. Leise sprach er ihren zärtlich klingenden Namen aus. Sie blickte rasch um sich und reichte ihm ihren Mund.

« Auf Wiedersehen, » sagte sie.

« Morgen abend. »

Er hatte sich schon von ihr gewendet, als er « abend » sagte.

Von einem Kirchturm schlug es neun Uhr.

Er beschloß, ein kleines Gasthaus der Vorstadt aufzusuchen.

Er aß und wußte kaum was, er trank und wußte kaum wieviel, er ging zum Gasthof hinaus und wußte nicht, wie er plötzlich unter die Menge kam, die durch die Straßen flutete.

Es war eine warme Sommernacht.

Er schritt wie im Traum nach seiner Wohnung. Aber Lichter drangen auf ihn ein, Wagen hielten ihn auf, er mußte Entgegenkommenden ausweichen. So wurde allmählich der Traum von der Seele des Dahinwandelnden gescheucht. Er begann Gesichter wahrzunehmen, er wußte, wie weit er nach seinem Hause noch zu gehen hatte, er bemerkte, daß sein Kopf etwas zwischen die Schultern gesunken war, und fuhr mit einem Ruck empor.

Nun setzte gleichsam eine andere Art des Denkens ein. Der Gegenstand blieb der gleiche, aber es schien ihm, als betrachtete er ihn plötzlich von einem andern Standpunkte. Näher oder ferner? das konnte er nicht sagen. War es wirklich nur eine Stunde her, seitdem er sie verlassen hatte? Wo waren seine Gedanken in dieser Stunde gewesen? Bei ihr? Er erschrak. Am Ende nicht bei ihr, nicht um sie? Doch. Er besann sich. Ja! Er wußte es. Seine Gedanken waren nicht auf sie gerichtet gewesen, sondern sie hatte tief in allen seinen Gedanken geruht. Warum war dies jetzt anders? Warum mußten seine Gedanken ihr jetzt nachgehen wie Delphine einem Schiffe?

Trauer senkte sich in sein Herz. Aber die Trauer war mild und süß. Er sah mit einemmal vor sich ganz deutlich ihren schmalen Kopf, wie er sich wendete und ihm die feingeschwungenen Lippen bot. Er hörte

ihre Stimme, die er so sehr liebte, den schwebenden Klang dieser Stimme, den zugleich ein grenzenloses Verlangen beschwingte und eine rührende Müdigkeit brach. Er fühlte ihren Gang, diese engen festen Schritte und das schöne Nachschleppen ihrer Schultern.

Indem er dies alles wie etwas ihm sehr Vertrautes und etwas ihm tief Verbundenes empfand, vergaß er wieder, daß seine Gedanken, die eine Stunde lang ganz von ihr erfüllt gewesen waren, noch eben erst sie hatten suchen müssen. So schwand die Trauer wieder flüchtig wie sie ihn angewandelt hatte.

Die Menge wogte dichter um ihn. Dennoch hielt sie ihn weniger auf als früher. Sie schien sich gleichsam vor ihm zu teilen. Er hatte die Empfindung erhöht zu sein, von leichter Bewegung als die andern, oder von irgendeinem Fluidum umgeben, das ihm gebieterisch Raum schaffte. Aber in der Tat kam es nur daher, daß er jetzt bewußter seines Weges ging und daß er selbst nun mit unwillkürlicher Geschmeidigkeit den andern auswich. So wurde trotz dem zunehmenden Gedränge in den Straßen seine Bewegung immer sicherer und zuletzt eilig.

Da fühlte er, wie er einen Arm streifte, und zugleich vernahm er das Lachen einer weiblichen Stimme. Er sah zur Seite und erblickte ein junges hochgewachsenes Mädchen in einem dunkelblauen Seidenmantel, der, lose umgeworfen, unter einem wunderbaren Halse die schöne Linie einer starken Schulter halb freigab, halb erraten ließ. Doch nahm sein Blick dies nur im Fluge wahr, der Vorwärtsdrängende erlaubte dem Auge nicht, darauf zu verweilen. Indessen wurde er durch diesen kurzen Blick zur Seite immerhin etwas in seinem Gange aufgehalten, jemand blieb plötzlich vor ihm stehen, und auf diese Weise kam das Mädchen, das er eben überholt hatte, wieder dicht an ihm vorbei. Wieder sah er den blühenden Hals und die straffe Haut der Schulter. Dieser Anblick, die Nähe des jungen Körpers, dessen Wärme ihm ins Gesicht schlug, das Lachen und die sichtbare Erregtheit dieses Wesens, das seine Nähe nicht zu vermeiden schien, warfen sich wie aus einem Hinterhalt plötzlich auf seine Sinne. Jetzt sah er scharf hin und erkannte in der Begleitung des Mädchens eine Tänzerin von gutem Rufe und deren Freund. Er erinnerte sich, daß die Tänzerin eine jüngere Schwester hatte, die er früher einmal, da sie fast noch ein Kind war, flüchtig gesehen und neuerdings in den Gesprächen der Männer mitunter hatte erwähnen hören. Hatte man ihm nicht gelegentlich ihren Zauber gerühmt und ihre Teilnahme an den Vergnügungen der Stadt für den kommenden Winter angekündigt? Es fügte sich leicht, daß er,

in der Menge nun einmal neben ihr, auch die nächsten hundert Schritte in ihrer Nähe blieb, nicht mit irgendeiner Absicht, eher in einer Art sinnlicher Neugierde, und sich überdies einredend, es geschähe ohne sein Zutun. Er bemerkte sehr bald, daß sich noch andere Männer in der Umgebung des Mädchens hielten und daß mehrere unter ihnen es mit ihren Blicken nicht verließen. Diese Blicke waren hart, prüfend, ungeduldig, rücksichtslos, einige erschienen ihm so widerwärtig, daß er zwei- oder dreimal schon im Begriffe war, den Fußsteig zu wechseln, aber im letzten Augenblick fand er irgendeinen Grund, es dennoch nicht zu tun. Denn jedesmal, wenn er abschwenken wollte, sah er, wie sie ihren Kopf rasch ihm etwas zuwendete, nur eine Sekunde lang, dann blickte sie wieder geradeaus. Es schien ihm, daß ihr Gang jetzt etwas schwerer geworden war. Auf ihrem Gesichte hatte ein gespannter Ausdruck das Lachen verdrängt. Sie blieb mitunter hinter ihren Begleitern zurück, die in ein lebhaftes Gespräch geraten waren und sich um das junge Mädchen eine Weile nicht bekümmerten. War es Absicht, daß sie den Mantel immer wieder über eine Schulter herabgleiten ließ und in der Bewegung, in der sie ihn heraufnahm, zugleich den Arm fast krampfhaft in ihre Seite preßte? Diese Bewegung war es, die ihm vor allem die Besinnung zu rauben drohte. Nein, das war keine Geste der Gefallsucht, das war der elementare Ausdruck einer qualvollen körperlichen Bedrängnis. Er fühlte das Mädchen unter der Reife ihres Blutes nach Atem ringen. Er fragte sich: wie lange kann es noch währen, bis sie sich der Erlösung hingibt, die sie braucht? Und wer wird es sein? Weiß sie es? Sie weiß es vielleicht selbst noch nicht. Und dennoch wird es vielleicht morgen schon geschehen. Ja, wenn sie jetzt, da sie gerade wieder einige Schritte hinter ihrer Gesellschaft zurückblieb, einer am Arm faßte und von der Straße weg in den nächsten Wagen hübe, wie wäre sie wehrlos!

Sie bog um die Straßenecke, sein Weg war der gleiche. Er war jetzt ein Stück hinter ihr zurückgeblieben. Da wurden die Begleiter des Mädchens von zwei Herren angehalten. Er näherte sich der Gruppe, ging langsam an ihr vorüber. Das Mädchen schien ohne Anteil an der Begegnung der ihrigen, aber, wiewohl sie sich abseits hielt, als wäre sie ungeduldig, wandte sie doch das Gesicht dem Vorübergehenden nicht zu. Er ging zunächst weiter, als dächte er nur an seinen Weg. Warum hatte sie sich nach ihm nicht umgesehen? Hatte sich dies alles nur in seiner Einbildung abgespielt? Waren die flüchtigen Blicke, die sie ihm geschenkt hatte, nur zufällige gewesen? Er verlangsamte seine Schritte.

Plötzlich wandte er sich um. Da stand sie, von dem Lichte einer blendenden Straßenlaterne scharf beleuchtet, voll ihm zugekehrt. Der große Blick war offen und wie fragend auf ihn gerichtet. Zwischen den Lippen erschienen die feucht blendenden Zähne. Die Zähne lösten sich voneinander. Der Mund brach auf, wie eine große Wunde, wie ein blutiges Mal.

Ein Weib, einen Korb gehäuft mit Blumen auf dem Kopfe, trat dazwischen.

Er überquerte die Straße. Auf der andern Seite blieb er nochmals stehen. Die kleine Gesellschaft, der das Mädchen angehörte, schien im Auf- und Abgehen begriffen, unschlüssig, was sie beginnen sollte.

Er widerstand der Versuchung umzukehren und trat in die Straße ein, in der er wohnte.

Sie war menschenleer und dunkel. In der Stille, die sie erfüllte, vernahm jetzt sein Ohr ganz leise die Stimme der Frau, die er hier vor wenigen Stunden bebend erwartet hatte. Als er an die Tür seines Hauses kam, vermeinte er plötzlich, sie durch das vom Schatten der Nacht geschwärzte Holz hervortreten zu sehen, mit ihrem schwachen, oft etwas schmerzlichen Lächeln, in dem sich die reinen Winkel ihres Mundes so schön zurückzubiegen pflegten. Da kam ihm seine Untreue zu Bewußtsein.

Augenblicklich durchfuhr ihn namenlose Trauer. Er glaubte, auf das Pflaster hinschlagen zu müssen. So war Liebe! Das war jenes wunderbare Gefühl, von dem er sich im Innersten ganz umgewandelt glaubte, das jene Leidenschaft, die ihm alle Welt und alles Leben einzuschließen schien. Sie war also nichts als ein süßer Blumenhauch vor dem Winde, nichts als eine kleine Rauchwolke, die aus einem Dache aufsteigt und im Abend verweht. Er gedachte der Zeit, da er sich ihr, die nun ihm so vertraut war, behutsam genähert hatte, wie einem kranken Kinde. Sie war es doch, die nicht hatte glauben wollen, sie hatte sich gewehrt, gespottet, versucht sich ihm zu entwinden, ihn zu ernüchtern. Was hatte er nicht erdacht, welche Worte nicht ersonnen, welche Einfälle nicht aufgewendet, ihr von Enttäuschung angefülltes Herz wieder gläubig zu machen, ihre todesmüde Seele wieder aufzurichten! Langsam, sehr langsam hatte ihr Vertrauen begonnen. Eine Welt, die in ihr gestorben war, schien sich gleichsam aus einem tiefen Schläfe zu erheben. Zuerst hatte es noch Rückfälle gegeben. Die Flamme des Glaubens, mühsam aufflackernd, hatte immer wieder zu verlöschen gedroht. Dann war sein Gesicht ganz nahe über dem ihren und in seinem Atem war

eine Glut gewesen, die sie niedergezwungen, und zugleich eine Zartheit, die sie emporgezogen hatte. Und so hatte er sie schließlich gewonnen, alles in ihr überwindend.

Dieses überdachte er nun, indem er die Treppe hinaufstieg, die Tür aufschloß, in seine Wohnung trat. Ohne das Licht anzudrehen, ging er an das Fenster seines Schlafzimmers und stieß die Laden auf. Die zarte Sichel des Mondes war im Begriffe über der Stadt zu erscheinen. Aus einem Garten drang schwacher Geruch von Akazienblüten herauf. Das Geräusch der Straße war verstummt. Lange blieb er an dem Fenster stehen, den Blick nach der Richtung gewendet, in der sie wohnte. Nun mochte sie schlafen. Mit welchen Gedanken hatte sie sich in den Schlaf verloren? Träumte sie? Schreckten sie Bilder der Angst? Fuhr sie jetzt aus dem Traum empor? Schrie ihre Seele in der Finsternis? Zitterte sie an den tausend Abgründen, aus denen Einsamkeit sie anstarrte?

Da schellte das Telephon. Er erschrak. Das konnte nur sie sein! Sie hatte alles im Traum gesehen. Er nahm den Hörer. Es überfiel ihn wie ein Fieber. Sein Name, fragend und leise ausgesprochen, drang zu ihm.

Er konnte keinen Laut hervorbringen.

« Bist du es? Habe ich dich geweckt? Nein? Ich kann nicht einschlafen, ohne noch einmal mit dir zu sprechen. »

Was sie hätte, fragte er gequält. Sie möge doch ruhig sein...

« Ach weißt du » – sagte sie, und ihre Stimme klang ihm weicher als sonst. « Du mußt glauben, was ich dir jetzt sagen werde. Weißt du – »

Jetzt kommt das Fürchterliche, dachte er, der erste Zweifel, irgendeine Frage, die er nicht mit freiem Geiste beantworten konnte, seine erste Lüge...

« Du hast aus meinem Herzen die letzte Angst weggenommen und meine Seele ist von unendlichem Licht erfüllt. Ich mußte dir das noch sagen. Gute Nacht! Lieber! »

Er stammelte einigemal ihren Namen, einen Wunsch für die Nacht und legte den Hörer auf.

Er stand allein in dem dunklen Zimmer, in dem er noch etwas wie den Duft ihres Haars und die Wärme ihres Mundes verspürte. Er stand unbeweglich da und es schien ihm, daß durch kleine Risse in den gespannten Wänden seines Herzens dicke Tropfen Blut sickerten.

Dann warf er sich über das Bett und weinte.